

DEUTSCHLAND DE LUXE



Bielycky

VON GEORG DIEZ

Wir standen vor dem Haus mit der Nummer 24 und schauten die Straße entlang auf die breite Fassade der Volksbühne, wo gerade die Köpfe von Claudia Schiffer, Kofi Annan und Saddam Hussein herabsegelten. Nur der Kunstkenner neben mir schaute nicht auf das Kunstwerk, sondern auf die Beine des jungen Mädchens vor ihm.

Sie hatte rosa Strümpfe an und einen Rock, der bis zum Knie reichte. Der Mann neben mir hatte ein Gesicht, das blaß war und etwas mager. Vorher hatte er ein paar Worte auf seinen Block gekritzelt und in seiner Mappe geblättert. Jetzt schaute er mal zu den fallenden Köpfen, die als eine Art Zeitkritik gemeint sein konnten oder auch nur schön waren, mal schaute er auf die Beine des Mädchens, die ganz unkritisch waren und wirklich schön. Er lächelte so ein Lächeln, wie es jemand tut, der sich dabei selbst von außen beobachtet. In diesem Moment sah er aus wie jemand, der gegen jede Wahrscheinlichkeit glücklich sein will.

Vor dem Haus mit der Nummer 24 standen jetzt zehn Menschen um den Künstler Mischa Bielycky herum, der sich diese Videoprojektion ausgedacht hatte. Er trug eine schwarze Jacke, wie sie wohl nur Videokünstler tragen, eine Art asiatische Sakko-Variante, und dazu eine schwarze Hose und eine Glatze. Neben ihm stand seine schmale, sympathische Freundin. Auch Bielyckys Bruder war da, ein Hautarzt aus Düsseldorf, der seine Digitalkamera dazu benutzte, die Bilder seiner beeindruckenden Sammlung tschechischer Malerei zu zeigen. Ein Mann sagte ein paar Worte zur Begrüßung. Wir waren die kleinste Vernissage an diesem großen Berliner Kunstwochenende.

Da war das Art-Forum, wo sich die Menschen in den gutgeschnittenen Anzügen kenntnisreich durch die Gänge schoben. Da waren die hellen Fenster der Galerien, die in die Nacht leuchteten, wie ein Versprechen, an das niemand glaubt. Da war die Party des Art-Forums in der Volksbühne, wo viel Englisch geredet wurde und etwas Französisch. Und am Dienstag würde noch der große Flick-Auftrieb folgen, wo vor allem Deutsch gesprochen werden würde. Es war ein Moment der Stille, wir zehn vor der Nummer 24, während um uns die Kultur tobte.

Der Mann neben mir strahlte. Er gratulierte dem Künstler Bielycky, er redete mit dem Leiter der deutsch-tschechischen Kulturwochen, er schaute sich noch mal die fallenden Gesichter an und sagte laut: „Toll.“ Dann sagte er: „Ich muß hier weg.“

Ich fuhr danach zu den Kunst-Werken, wo die Party leider einen Abend vorher stattgefunden hatte, ich ging in die Volksbühne und bediente mich am thailändischen Buffet, ich saß kurz auf der Treppe und ging dann in die Galerie nebenan, die noch offen hatte und von wo mich ein junger Mann vertrieb, der sich die geometrischen Bilder ansah und mich mit dem Ruf verfolgte: „Das Karo, haben Sie gesehen, das Karo ist zurück!“

Vor der Galerie traf ich Mischa Bielycky mit seiner Freundin. Der Projektor sei kaputt, sagte er, sie müßten aufs Dach und nachschauen. Dann verschwanden sie im Dunkeln.

Vor dem Haus mit der Nummer 24 blieb ich kurz stehen und drehte mich um. Die Nacht hatte die Kunst einfach verschluckt.



Der Osten leuchtet: Thomas Brussig über den Dächern von Berlin

Foto www.thomasbrussig.de

Nobelpreis, ich komme!

Thomas Brussig, der Meister des kleinen Witzes, will Großschriftsteller werden

Der sogenannte und langerwartete große deutsche Wenderoman mal wieder. Es sieht so aus, als habe erst Thomas Brussig kommen müssen, um diese Sache endlich mal zu erledigen. Das ist einerseits natürlich überraschend. Und andererseits dann auch wiederum nicht. Eigentlich war Thomas Brussig sogar prädestiniert dafür. Er hat Bücher geschrieben, die so lustig waren, daß sie zu dem Mißverständnis verführen konnten, sie seien nur das, lustig. Dabei konnte, wer wollte, zwischen den Pointen und dem Slapstick in „Helden wie wir“ oder „Am kürzeren Ende

als Thema für Brussig augenscheinlich derart unabdingbar, daß für eine Veränderung praktisch nur das Kaspern bleibt. Es ist, sagen wir mal, eine ziemlich beeindruckende Flucht nach vorn, wenn Thomas Brussig deshalb jetzt kurzerhand als Großromancier auftritt. Als Thomas Grass. Mit einem bibeldicken Wälzer. Mit einem Titel und einem Umschlag, die beide derart pfingstlich daherkommen, daß man fast Angst haben muß, Paulo Coelho hat mitgewirkt. „Wie es leuchtet“ will ein Werk sein, nicht nur ein Buch. Es will Großes. Es will, erfährt man gleich am Anfang, am liebsten sogar das sein, was Remarque mit „Im Westen nichts Neues“ für die Weltkriegsgeneration gelungen war: ein „Buch, in dem die Erfahrungen jener Zeit für alle gleichermaßen gültig aufbewahrt sind“. Und die Zeit, um die es Brussig geht, ist die zwischen den Sommern '89 und '90. Das „deutsche Jahr“.

Das deutsche Wahnsinnsjahr

Es fällt nicht leicht, zu entscheiden, ob er dem hohen Anspruch gerecht geworden ist, schon weil man dann als Zeitzeuge und Betroffener gewissermaßen in die Rolle eines Notars gerät, der beglaubigen muß, ob alles vollständig ist. Ob die eigenen Erfahrungen einigermaßen gültig zwischen diesen Buchdeckeln abgelegt sind – wie in einer Akte, die man, falls ja, danach irgendwie auch als geschlossen betrachten mußte. Man ist ja in der Regel sehr eifersüchtig mit seinen Erinnerungen. Aber in diesem Punkt kann Brussig am Ende wirklich kein Vorwurf gemacht werden. Unwahrscheinlich, daß irgend etwas fehlt. Im Gegenteil. Zwischen A wie Abhauen und Z wie Zwitter (jawohl: Transsexuelle, denen mitten in der Geschlechtsumwandlung das Gesundheitssystem über dem abgeschnittenen Skrotum zusammenbricht) ist sogar Platz für Exkurse zu Fontane und in das Literaturgewerbe. Das Buch ist also noch viel mehr als nur eine Enzyklopädie dieses Wahnsinnsjahres; und das alles will ja auch erst mal plausibel auf Personen und Geschichten verteilt sein, von denen es deshalb eine unüberschaubare Menge gibt. Daß die Charak-

tere unter diesen Umständen auch auf einer Strecke von sechshundert Seiten nicht in jedem Fall als überkomplex bezeichnet werden können, ist aber eher ein Segen. Und wenn sie manchmal sogar zu griffigen Karikaturen zusammen dampfen, dann ist das oft sogar die beste Lösung. Denn das waren die Akteure und ihre Aktionen damals in Wirklichkeit ja irgendwie auch. Es war ein irrer, hektischer, grotesker Ausnahmezustand. Die Konsequenz aus der vorherigen Geschichte und mit Konsequenzen für alles, was danach kam. Man muß Brussig dankbar sein, daß er – zu einer Zeit, in der der Überdruß an der jüngsten deutschen Geschichte offenbar derart groß geworden ist, daß sich das öffentliche Interesse lieber wieder in die Nazizeit flüchtet – dieses entscheidende, unbegreifbare und von so vielen Seiten beinahe schon zu Tode erzählte Wendejahr endlich wieder lesbar gemacht hat.

Und es zeigt sich auch bei diesem neuen, eigentlich ja ernsthafteren Brussig dann doch wieder, daß das Burleske, Saftige, Bauernschwankartige, daß also Brussigs bekannte Klaus-Uhltscht-Methode nicht unbedingt die schlechteste Art ist, diesen Wahnsinn zu erzählen. Es gibt, was man auf den eher öden ersten Seiten, auf denen einem ständig neue Leute vorgestellt werden, nicht unbedingt erwartet, eine Menge Stellen in diesem Buch, die sind ganz großes Kino – minutiös ausgearbeitete Tragikomödien mit einem Drive wie bei „Helden wie wir“. Sie haben das Palasthotel in Ost-Berlin als Zentrum, wo Brussig selber mal als Portier gearbeitet hat. Die Personen, die er dort sammelt, sind krasse Abziehbilder. Einen Hoteldirektor, der für die proletarische und überforderte Kaste selbstzufriedener DDR-Chefs steht. Eine Persiflage auf Schalck-Goldkowsky. Einen zynischen „Spiegel“-Journalisten, den im Auge des Taifuns Schreibhemmungen überkommen. Und den Hochstapler Werner Schniedel, der vorgibt, im Auftrag von VW „eine Volkswirtschaft zu sondieren“. Der den aus der Bahn geworfenen Bonzen nach ihrer Entdeckung des „Vaterlands“ noch die Aussicht auf eine wärmende „Konzernmut-

ter“ beifügt. Und zwischendurch die Chefs der Sachsenring-Werke in Zwickau überredet, sieben ihrer fabrikneuen Trabis – „Schumpeter! Produktive Zerstörung!“ – in einer Massenkarambologie zu Klump zu fahren.

Komplett lustiger Irrsinn

Es ist ein komplett unglaublicher, lustiger Irrsinn, den Brussig da zwischendurch auftischt; aber wenn man sich mal Zeitungsberichte von damals hervorkramt, etwa über die Karriere des Hochstaplers Gert Postel, dann wird aus der überdrehten Groteske ein Fall von krassem Naturalismus.

Trotzdem überwiegt in Brussigs neuem Buch das leisere Erzählen, die Produktion von traurigen Beklemmungen, das Evozieren der Peinlichkeiten und Unsicherheiten beim Erstkontakt mit den neuen, fremden Verhältnissen.

Und wenn er Dinge beschreibt wie die Alzheimererkrankung einer alten Frau oder wie ein von der Stasi radioaktiv verstrahlter Bürgerrechtler seinen Tod als leisen Triumph feiert – dann gelingt Brussig eine regelrecht anrührende Sprache. Nur in den entscheidenden Momenten, da versagt sie merklicherweise: immer dann nämlich, wenn es um die naiven Euphorien geht, die den zukunftsblinden Aufbruch damals getragen haben. Dann wird sie manchmal fast altbacken, dann kommt es sogar zu so doofen Floskeln wie denen, daß sich in der Nacht des Mauerfalls die Bilder zur Hure gemacht hätten und daß ein Fotograf die Bilder dem Leben entreißen muß. Dieser metaphernschwache Fotograf wird in einer irgendwie unnötigen Rahmenhandlung sogar halberzig als Erzähler des Ganzen etabliert. Und seine unangenehm didaktisch daherempfindende Freundin Lena als Hauptfigur, die sie am Ende aber gar nicht ist. Aber daß einem die aufrechten Hauptfiguren irgendwann auf die Nerven gehen und schillernde Nebenfiguren plötzlich wichtiger und interessanter werden – das faßt ja auch wiederum eine wesentliche Erfahrung dieser Zeit zusammen.

PETER RICHTER

Thomas Brussig: Wie es leuchtet. S. Fischer Verlag 2004. 672 Seiten. 19,90 Euro.

FRAGEN SIE REICH-RANICKI



Foto Jockel Ohlbaum

Welche Romane aus der ehemaligen DDR halten Sie heute noch für lesenswert?

Thomas Rappern, Bad Rappenau

Das ist keine leichte Frage, und zwar vor allem deshalb, weil man, um sicher zu sein, welche dieser Romane, die vor dreißig oder vierzig Jahren erschienen sind, immer noch lesenswert sind, sie jetzt noch einmal lesen müßte. Zu dieser abermaligen Lektüre habe ich anderer Aufgaben wegen weder Zeit noch, offen gesagt, Lust.

Auf jeden Fall kann man vorerst einmal sagen: Beinahe alle aus jener Zeit stammenden DDR-Romane sind mittlerweile verblaßt, wenn nicht ganz und gar vergessen. Um Mißverständnissen vorzubeugen: Das gleiche gilt mehr oder weniger für die damals publizierten westdeutschen Romane.

Um hier nur ein Beispiel anzuführen: Der Romancier Hans Erich Nossack, Jahrgang 1909, wurde in der Bundesrepublik geschätzt und gerühmt und mehrfach mit hohen Preisen ausgezeichnet. Sein Roman „Spätestens im November“ war sehr erfolgreich und wurde zu den wichtigsten Büchern der fünfziger Jahre gezählt. Heute kann sich kaum jemand an Nossacks Bücher (er starb 1977) erinnern, die jüngere Generation kennt nicht einmal seinen Namen.

Zu den DDR-Romanen, die mich beeindruckt haben, gehört Christa Wolfs „Nachdenken über Christa T.“ aus dem Jahre 1969. Ich habe das Buch in der „Zeit“ als eigenwillig und modern gerühmt, als unruhige Elegie und als poetische Verteidigung des Individuums gegen die „Eisernen Definitionen“ der SED. Und heute? Ein Kollege hat den Roman unlängst wiedergelesen und mich gewarnt. Er wollte mir eine Enttäuschung ersparen.

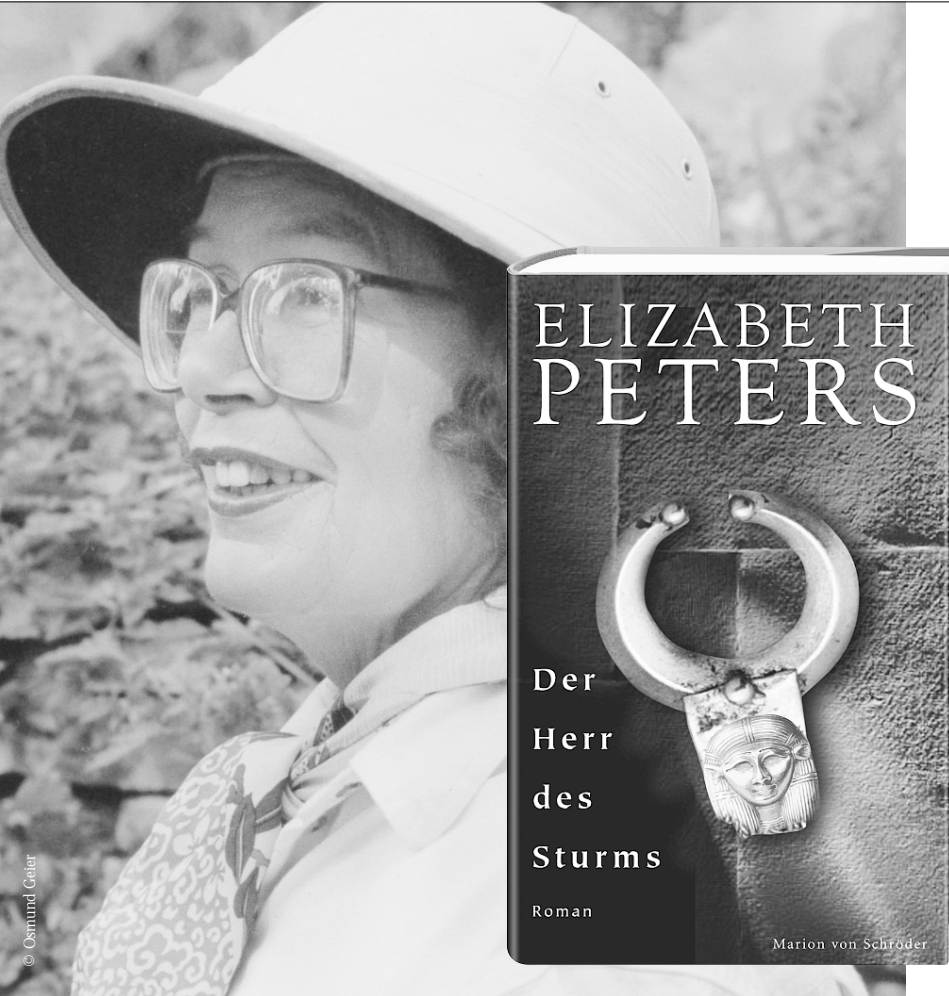
Hermann Kants „Die Aula“ (1966) war damals sehr populär, schien mir indes recht fragwürdig. Aber gelangweilt hatte er mich nicht. Wichtiger als die „Aula“ ist Kants 1977 veröffentlichter Roman „Der Aufenthalt“, die Geschichte eines jungen Soldaten, der gegen Ende des Krieges in polnische Kriegsgefangenschaft gerät. Die Handlung spielt in Gefängnissen und, vor allem, in Kriegsgefangenenlagern, zumal in Warschau. Vielleicht gehört dieser „Aufenthalt“, ein ernstes und aufschlußreiches Buch, zu den immer noch lesenswerten DDR-Romanen, vielleicht.

Nicht vergessen ist wohl das geschickt an den Werther anknüpfende Buch „Die neuen Leiden des jungen W.“ von Ulrich Plenzdorf, ein pfliffiges, zeitkritisches Werkchen, das (erfreulicherweise) diesseits und jenseits der Elbe viel gelesen wurde, zumal in den Schulen. Es hat 1973 zum ersten Mal etwas artikuliert und erkennen lassen, was vorher überhaupt nicht oder nicht so deutlich sichtbar war.

Dann sei noch an einen Welterfolg der DDR-Literatur erinnert – an den Roman „Jakob der Lügner“ von Jurek Becker, der 1997 gestorben ist. Der Roman erzählt von der Ermordung der Juden, vom Leben und Tod im Getto einer polnischen Kleinstadt in den Jahren des Zweiten Weltkriegs. Trotz dieses Themas ist es ein Buch mit Humor, mit Charme und Grazie. Man sollte es sich noch einmal vornehmen.

Und schließlich, wenn auch nicht zum ersten Mal in dieser Rubrik: Man muß sich damit abfinden, daß Romane vergänglich sind und nur in seltenen Fällen länger als dreißig oder vierzig Jahre am Leben bleiben.

Ihre Fragen schicken Sie an Sonntagsfrage@faz.de oder Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, Stichwort „Sonntagsfrage“, Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin.



Amelia Peabody ermittelt im Land der Pharaonen

Alles ist für die neue Ausgrabungssaison in Theben bereit, da macht die beliebte Archäologin Amelia Peabody nach einer anhaltenden Serie von »Unfällen« eine schreckliche Entdeckung... Elizabeth Peters, die Großmeisterin der Spannungsliteratur, entführt die Leser wieder in das faszinierende Land der Geheimnisse, der Täuschungen und der Gefahr.

450 S., geb., € [D] 22,-, ISBN 3-547-71056-1

Marion von Schröder